

Meine Kindheit

Die Sache mit dem Kissen

Ich wuchs in einer Zeit auf, wo überall Armut herrschte und Kinder von ihren Eltern nach den damals pädagogisch anerkannten Maßnahmen, erzogen wurden. So auch ich und mein drei Jahre älteren Bruder. Durch die zusammengeflackten Hütten in denen wir hausten, durften wir die Familienidylle der Nachbarn hautnah miterleben.

Das meine Eltern überhaupt eine Wohnung in der baufälligen Baracke am Rande des Stahlwerkes in Donawitz bekommen hatten, war darauf zurückzuführen, weil unser Vater eine Anstellung an einem der Hochöfen bekam. In der Hütte wo sie vorher hausten, sollte es laut Erzählungen von meinen Eltern noch wesentlich schlimmer gewesen sein. Ich hatte diese Zeit nicht miterlebt, da ich die ersten drei Jahre nach meiner Geburt, fast ohne Unterbrechung im Krankenhaus war. Nur wenn ich wieder einmal dem Tod näher als dem Leben war, brachte man mich, auf Wunsch meiner Eltern, nach Hause. Und in dem Zustand hatte ich bestimmt andere Probleme, als mich über eine baufällige Hütte aufzuregen. Als mich die Ärzte als weiterhin lebensfähig endgültig nach Hause entließen, wohnten wir bereits in einer richtigen Wohnung.

Nach den Erzählungen meiner Eltern war ich nur noch ein Häuflein Elend aus Haut und Knochen mit aufgeblähtem Bauch. Dank meines ungebrochenen Überlebenswillens und die von meinen Eltern entgegengebrachte Liebe und Fürsorge, konnte ich bald die Freuden der Kindheit, mit einigen Einschränkungen genießen.

Wenn wir zum Spielen in den Hof wollten, mussten 72 Stufen überwunden werden, denn wir wohnten im dritten Stockwerk. Dabei vergaß ich nie das Kissen, welches mir meine Mutter immer mitgab. Ich hatte, wahrscheinlich krankheitsbedingt, die *dumme Angewohnheit*, beim Spielen einfach umzukippen und bewusstlos zu werden. Die besten Gelegenheiten boten sich, wenn ich mich über etwas geärgert hatte. Dann nämlich kam das Kissen zum Einsatz. Es fand sich immer jemand von meinen Spielkameraden oder auch Nachbarn, der es mir dann unter dem Kopf schob. Wenn ich wieder wach wurde, schnappte ich mir das Kissen, klemmte es unter dem Arm und schlurfte weiter zum nächsten Aufreger.

Dieses Ritual behielt ich bis kurz vor der Einschulung bei. Danach konnte ich ein ziemlich normales Leben, ohne Kissen unter dem Arm führen.

Natürlich blieb ich weiterhin unter ärztlicher Betreuung. Dazu gehörte neben den regelmäßigen Untersuchungen, wo man zum *Durchleuchten* zwischen zwei eiskalte Glasplatten gequetscht wurde, auch die Einnahme verschiedener Medikamente, wie Kalktabletten und Eisenwein. Beides mochte ich gerne. Meinen Kalkmangel hatte ich zum Leidwesen meiner Eltern durch Auskratzen von Mauerfugen, oder ablecken von

gekalkten Wänden, zum Teil aufge bessert. Es sah deswegen bei uns zuhause immer wie geleck t aus. Außerdem gab es noch Lebertran. Dieser ekelhafte Geschmack liegt mir noch heute auf der Zunge.

Das Erholungsheim in Form von einer langen gelben Baracke, lag auf einer Anhöhe. Unser Raum hatte acht Etagenbetten.

In den Ecken lag überall Dreck und an der Decke gab es jede Menge Spinnweben, Gelsen und anderes Ungeziefer. Unsere Koffer wurden bei der Ankunft von den Erziehern sofort geöffnet und gefilzt. Nur etwas Wäsche, Seife und Zahnputzzeug durften wir raus nehmen. Eben das, was wir für die nächsten Tage unbedingt benötigten. Süßigkeiten oder andere essbare Sachen, die sich unsere Eltern vom Mund abgespart und auf die wir uns schon so gefreut hatten, wurden von den Erziehern einkassiert und unter denen aufgeteilt.

Dann mussten wir das Zimmer sauber machen. Die Erzieher waren äußerst streng und hatten uns auch mitunter geohrfeigt, oder an den kurzen Haaren bei den Schläfen gezogen bis man auf Zehenspitzen stand, was ungemein wehtat. Bettnässer wurden besonders *liebevoll* behandelt. Obwohl mein großer Bruder mit war, hatte ich die ersten Tage nur geweint. Nur Onkel Luis war der einzige Erzieher, der immer nett zu uns war. Mich mochte er besonders gerne. Er schnitzte mir ein wunderschönes Schiffchen aus Baumrinde, welches ich als einzige positive Erinnerung anschließend lange Zeit in Ehren gehalten hatte.

Es waren schreckliche Wochen. Am Ende hatte fast jedes der *erholten* Kinder Ausschlag am ganzen Körper oder eine andere ernsthafte Krankheit.

Alle waren froh, als es dann endlich wieder heimwärts ging.

Unsere Mutter war eine sehr fromme und herzengute Frau, die aber bei aller Mutterliebe, die sie uns Kindern entgegenbrachte, unumstößliche Prinzipien hatte. Auch wenn meine Entwicklung aufgrund der Vorerkrankung vergleichsweise schleppend voranging,

mit Samthandschuhen wurde ich trotzdem nicht angefasst; auch nicht von meinen Spielkameraden, und das war gut so. Vater dagegen war mehr der Mann fürs Grobe. Geduld zählte nicht unbedingt zu seinen Stärken. Er hatte eine lockere und starke Hand, die ihm sehr schnell ausrutschte. Wahrscheinlich berufsbedingt.

Wenn wir zuhause etwas ausgefressen hatten, was zuweilen vorkam, dann lief ein bestimmtes Regelwerk ab. Es fing mit zwei, in Ausnahmefälle drei Ermahnungen seitens unserer Mutter an. Was meistens nichts half. Wenn wir das unbändige Bedürfnis verspürten, es weiter auf die Spitze treiben zu müssen, teilte sie uns ganz ruhig mit, dass sie jetzt nach *oben* gehen würde. Damit meinte sie, nach oben in den Wald.

Spätestens dann läuteten bei uns sämtliche Alarmglocken. In den Wald gehen bedeutete, Weidenzweige abschneiden, daraus ließen sich die besten Ruten binden. Wenn dieser Level erreicht war, hatten wir keine Chance mehr unsere Mutter umzustimmen.

Stumm und völlig in uns gekehrt, standen wir beide dann am Fenster und verfolgten mit wachsender Reue ihren Weg. Wir hofften dabei inständig, sie würde auf halben Weg umkehren. Vergeblich. Das schwarze Kopftuch am höchsten Punkt der kleinen Gestalt, wanderte zielstrebig aber nicht in Eile, der Baumgruppe entgegen, die noch des Öfteren eine erziehungsspendende Rolle spielen sollte. Nichts auf der Welt hätte sie davon noch abbringen können. Bei jedem Zweig den sie vom Baum schnitt, kullerten uns immer heftiger die Tränen runter. Wieder zuhause angekommen, holte sie eine große Blechschüssel hervor, füllte sie mit Wasser, und legte die Zweige rein.

Fast liebevoll bog sie einige der widerspenstigen Respektverlängerungen, bis auch sie vom klaren Wasser umspült wurden. Spaß hatte es ihr sicherlich nicht gemacht, was man an ihrer senkrechten roten Stirnfalte deutlich ablesen konnte.

Warum die Schüssel extra auf der Kredenz platziert wurde, wo sie von uns zu jeder Zeit gesehen werden konnte, war bestimmt kein Zufall. Wenn wir uns auch davor gefürchtet hatten, so sehnten wir doch den Vollzug der Strafe herbei. Es hätte für uns die Absolution bedeutet, was uns nach einer kleinen Verschnaufpause, vor neuen Taten nicht abgehalten hätte. Aber nichts dergleichen geschah.

Der Alltag ging ungeachtet dessen weiter. Tage vergingen, wir waren fromm wie kleine Lämmer. Unterstützten unsere Mutter, wo wir konnten, auch wenn sie es gar nicht wollte. Manchmal schmunzelte sie in sich hinein. Leider verschwand ihre rote Stirnfalte genauso wenig, wie diese vermaledeite Schüssel. Es verging eine Woche und auch die zweite. Die Schüssel betrachteten wir unterdessen schon als notwendiges Inventar. Ihre bedrohliche Ausstrahlung hatte sie verloren. Das wurde uns schließlich doch zum Verhängnis. Nach drei Wochen völliger Abstinenz leisteten wir uns den nächsten Ausrutscher, und schlugen in irgendeiner Art erneut über die Stränge.

Das zeitraubende Vorgeplänkel mit Ermahnungen wurde dabei außer Acht gelassen. Wir bekamen sofort die Rute zu spüren.

Nicht der körperliche Schmerz war es, der uns wehtat. Dafür konnte oder wollte unsere Mutter nicht fest genug zuschlagen. Nein, es war der Seelische.

Wir schämten uns, weil wir unsere Mutter soweit gebracht hatten. Sie war nie nachtragend, hatte im Gegensatz dazu ein verdammt gutes Gedächtnis.

